

Zeitschrift:	Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber:	Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band:	148 (2008)
Artikel:	Biedermeier hierzulange : historische Einblicke in eine gespaltene Welt
Autor:	Specker, Louis
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-946223

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BIEDERMEIER HIERZULANDE

HISTORISCHE EINBLICKE IN EINE GESPALTENE WELT



Dr. Louis Specker

Vorbemerkung

Der für die historische Epoche zwischen 1815 und 1845 viel benützte Begriff des «Biedermeier» weckt in aller Regel Assoziationen, die der Wirklichkeit jener Jahrzehnte nur unzureichend gerecht werden, verbinden sich doch mit ihm Bilder und Eindrücke wie Gemütlichkeit und Ruhe, Friedlichkeit und Idylle, so, als handle es sich bei diesen rund drei Jahrzehnten um eine wahrhafte Glückszone der Geschichte. Gleichzeitig stellen sich bei dessen Erwähnung aber auch negativ gefärbte Vorstellungen wie Spiessigkeit und Philistertum, Enge und Stillstand ein, ja nicht selten findet der Begriff Verwendung als Synonym für eine Kultur der Kleingestigkeit. Sowohl die eine wie die andere Blickrichtung wird der Epoche, die nach wie vor unser nostalgisches Interesse wie kein anderes Zeitalter zu wecken vermag, nicht gerecht. Die Unzulänglichkeit des volkstümlich tradierten Bildes vom Biedermeier wird uns besonders bewusst, wenn wir dem Verlauf dieser Jahre hierzulande nachgehen. Was als Biedermeierepoche in die Geschichte eingegangen ist, beinhaltet ein kompliziertes Gefüge voller Spannungen und Widersprüche, erfüllt von einer Dynamik, deren Folgen noch lange nachwirkten. Unter der Oberfläche einer sich gediegen und harmlos präsentierenden Kultur ballten sich Kräfte zusammen, welche in den nachkommenden Jahrzehnten die Welt tief greifend umgestalten sollten. Es brachen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Energiequellen auf, welche das Leben bis in die hintersten Winkel hinein so gründlich umgestalteten, dass die Welt vorher mit jener nachher in vielerlei Hinsicht nicht mehr ohne weiteres zu vergleichen ist.

Zur landläufig hoch gepriesenen Lebensart des Biedermeier mit ihren geschmackvollen Wohninterieurs, ihrer phantasiereichen Kleidermode und ihrer viel gerühmten Geselligkeit, hatten nicht alle Zugang; die Mehrheit der Menschen fristete in unseren Regionen eine Existenz, die von einem harten Überlebenskampf geprägt war, von

Bedingungen, die ungehemmter Lebensfreude wenig Raum erlaubten und Luxus höchstens im bescheidensten Umfange zuließen.

Darüber ist vor allem zu reden, wenn das heimatliche Biedermeier die ihm wahrhaft zukommenden Konturen erhalten soll.

Enttäuschte Hoffnungen

Dass mit dem Aufstieg der Vernunft und der Wissenschaft eine radikale Wendung zum Besseren für die Menschheit eintrete, so wie es das vorangegangene optimistischen Zeitalter der Aufklärer verheissen hatte, erwies sich als Täuschung. Das angekündigte «goldene Zeitalter» wollte sich nach der Jahrhundertwende nicht einstellen; soziale Gerechtigkeit ebenso wie eine allgemeine Wohlhabenheit blieben zum grössten Teil uneingelöste Versprechen¹. Dabei waren hierzulande die Voraussetzungen ursprünglich nicht schlecht gewesen, denn ungeachtet der Revolutionswirren hatten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse seit Jahrzehnten merkbar zum Besseren gewendet, ja liessen zeitweilig eine glänzende Zukunft erwarten. Das sich ausbreitende Baumwollspinnen und -weben warfen guten Verdienst ab. Dem deutschen Reisenden Johann Gottfried Ebel fiel im hohen 18. Jahrhundert der im Appenzellerland herrschende Wohlstand auf, als dessen Quelle er das blühende Textilgewerbe erkannte: «Die Tätigkeit im Baumwollspinnen und vorzüglich in Mousselineweberie ist ausserordentlich und lohnt die reformierten Appenzeller mit allgemeiner Wohlhabenheit. In dem allerschlichtesten und gemeinsten bretternen Hause ...arbeiten oft vier bis sechs Webstühle.»² Und staunend stellte er fest, es hätte sich «schon mehr als ein Appenzeller ...vom blossen Weber zu einem ansehnlichen Fabrikanten empor gearbeitet.»³

1 Als typischer Vertreter des fortschrittsgläubigen Denkens in der Schweizer Aufklärung sei hier der Basler Philosoph Isaak Iselin (1728 – 1782) erwähnt. Iselin erkannte im Menschen ein zur Vernunft bestimmtes Wesen und daher in seiner Geschichte einen «Fortgang von der äussersten Einfalt zu einem immer höheren Grade von Licht und Wohlstande...» (Iselin, Isaak : Über die Geschichte der Menschheit, Basel 1786, Erster Band, S. XXXV).

2 Ebel, Johann Gottfried : Schilderung der Gebirgvölker der Schweiz, Leipzig 1798, Erster Teil I, S. 265 f.

3 Ebenda.

Unträgliche Vorzeichen für bessere Tage? Mit dem Anbruch der Napoleonischen Ära und ihrem Nachspiel begann jedoch eine Zeit nicht enden wollender Schwierigkeiten und Rückschläge, welche es dem naiven Fortschrittglauben der Aufklärung schwer machten, sich unangefochten zu behaupten. Absatzkrisen häuften sich, verursachten soziale Probleme von neuartigen Dimensionen und brachten weite Teile der Bevölkerung in Bedrängnis. Kriege hatten den Kontinent ausgepowert und die vom französischen Imperator verhängte Kontinentalsperrre gegen England fügte der aufstrebenden Baumwollindustrie schweren Schaden zu. Wenn der St.Galler Politiker Johann Mathias Hungerbühler das 18. Jahrhundert als «Wiegen- und Paradieszeit für die Baumwollindustrie»⁴ hinstellte, so musste er für die Frühzeit des neuen Jahrhunderts Störung nach Störung konstatieren. Unmittelbar nach der Überwindung der napoleonischen Herrschaft schotteten sich die vordem wichtigsten Abnehmerländer ostschweizerischer Baumwollfabrikate durch Schutzzollmauern ab, und schliesslich erzwang



Ulrich Bräkers Mutter beim Spinnen. Radierung von Johann Ulrich Schellenberg. Aus: U. Bräker, *Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg*, Zürich 1960.

eine Welle technischer Neuerung in der Textilproduktion Veränderungen, die nicht ohne den Preis schmerzhafter sozialer Umstrukturierungen zu bewältigen waren. Die Erfindung der Maschinenspinnerei in England hat auch hier der Industrialisierung einen entscheidenden Impuls verliehen und langfristig Früchte getragen, zunächst jedoch brachte sie zahllose Ostschweizer, die auf die Handspinnerei angewiesen waren, um ihr Brot. Die ganze Zeit des Biedermeier hatte sich unentwegt mit der stürmisch vorandrängenden technischen Entwicklung auseinanderzusetzen, welche gegenüber traditionellen Arbeitsmethoden keinerlei Rücksicht mehr aufbrachte.

Ein hässlicher Auftakt

Und dann führte sich das neue Jahrhundert mit einem Auftakt ein, der an Abscheulichkeit nicht zu überbieten war, mit einer Hungersnot, wie sie die Schweiz seit Menschengedenken nicht mehr erlebt hatte. 1816/17 kam es infolge eines extrem feuchten Sommers und eines hartnäckigen Winters zum beinahe vollständigen Zusammenbruch der Versorgung und zu einer Teuerung, welche die Ostschweizer Textilgebiete, die ohnehin unter einer Absatzkrise litten, besonders bös heimsuchte. Die Not der einfachen Bevölkerung war unbeschreiblich. Die Zufuhr von Brotfrucht über den Rorschacher Kornmarkt versiegte. Pfarrer Ruprecht Zollikofer aus St.Gallen hinterliess darüber in seinem 1818 erschienenen Werk «Das Hungerjahr 1817» folgende Schilderung: «Scharenweise wogten die Menschen einher in Städte und Dörfer, laut nach des Lebens erstem Bedarf rufend. Die Landstrassen waren Heereszügen gleich, von diesen Unglücklichen erfüllt, Marktplätze ihre Sammlungsorter, ganze Gassen wie belagert. Vor den Häusern, an den Schwellen der Türen fanden sie sich haufenweise, drangen in das Innere des Hauses, in die Zimmer und Versammlungsorte der noch glücklicheren Brüder; und ihr Angstschreien und ihre Tränen und ihre zerfallenen Gestalten zerrissen das Herz jedes Gefühlvollern.»⁵ Dass man in der Ostschweiz seit langem immer mehr auf Textilproduktion setzte und das Getreide wie andere landwirtschaftliche Produkte aus Süddeutschland importieren musste, zeigte nun fatale Folgen.

4 Hungerbühler, Johann Matthias: *Industriegeschichtliches über die Landschaft Toggenburg. Ein Beitrag zur Industriegeschichte der östlichen Schweiz, St.Gallen und Bern 1852*, S. 77.

5 Zollikofer, Ruprecht: *Der Osten meines Vaterlandes oder die Kantone St.Gallen und Appenzell im Hungerjahre 1817, Ein Denkmal jener Schreckensperiode, St.Gallen 1818, Erster Teil: Schilderung unseres Elends, S. 8 f.*

Menschen und Vieh darbten in einem unvorstellbaren Ausmass. Nur noch das Roheste, was die Natur hergab, verblieb den Hungernden als Nahrung. Gras und Baumrinde, Schnecken, Käfer und Mäuse wanderten in die Kochköpfe. Krankheiten breiteten sich aus; reiche Ernte hielt einzig der Tod. Während die Zahl der Verstorbenen in steiler Kurve anstieg, fiel jene der Eheschliessungen und Geburten auf einen nie gekannten Tiefstand. Innerrhoden verlor einen Zehntel seiner Einwohner, und in der Statistik Ausserrhodens standen 1817 3532 Toten 1082 Neugeborene gegenüber.

Mit naturgesetzlicher Notwendigkeit ergab sich aus dieser verzweifelten Situation ein Zerfall von Sitte und Mo-



Trauerzug. Aquarell auf einem Andenken an das Hungerjahr 1816/17.

ral. Die rasante Verbreitung der Bettelei musste noch als harmlosester Verstoss gegen die allgemein anerkannten Verhaltensregeln zur Kenntnis genommen werden. Schlimmer war das Schwinden des Wissens um mein und dein. Weil Not kein Gebot kennt, waren Diebstähle an der Tagesordnung. Ruprecht Zollikofer berichtet: «Ganze Kornfelder wurden mit frecher, diebischer Hand ihrer Ähren beraubt, Bäume auf schändlichem Wege ihrer schönsten Zierde entblösst, ganze Gemüsegärten geleert...»⁶ Selbst in Innerrhoden mussten 1817 40 Personen kriminaliter behandelt werden, und in Trogen kamen innerhalb von sechs Gerichtstagen 74 Kriminalfälle zur Sprache.

Die Wunde, die die Hungerkatastrophe schlug, wollten lange nicht verheilen und der Schrecken, den sie hinterliess, belastete die Erinnerung über Jahrzehnte.

Mühseliger Alltag

Dass jedoch, nachdem im Sommer 1817 das Schlimmste überstanden war, noch keineswegs biedermeierliche Gemütlichkeit anbrach, verrät der Blick in die damaligen Arbeits- und Lebensverhältnisse der Bevölkerungsmehrheit. Vor unsren Augen enthüllt sich ein Panorama, in

dem düstere Farbtöne überwiegen. Noch beanspruchte die Landwirtschaft den Grossteil der vorhandenen Arbeitskraft. Der damalige Landbau indessen wurde trotz aufklärerischer Bemühung um seine Verbesserung, etwa durch Förderung der Düngung und der Stallfütterung oder durch Propagierung eines vermehrten Kartoffelanbaus, weitgehend in altväterischer und wenig effizienter Manier betrieben. Er gab bei weitem nicht her, was er angesichts der vorhandenen Bevölkerungszahl hätte hergeben müssen. Langsam nur setzten sich die Ideen der fortschrittlichen Ökonomen durch. Zwar hat das Hungerjahr das Verständnis für nötige Veränderungen geweckt, jedoch so rasch vollzog sich der Wandel, der eine neue Mentalität verlangte, nicht. Für diesen Umstand war hauptsächlich das mittlerweile hier weit verbreitete Textilheimgewerbe verantwortlich, welches seit dem hohen 18. Jahrhundert zu einer erheblichen Erweiterung des Angebotes an Arbeitsgelegenheiten führte. Das Handspinnen, Handweben und Stickern verschafften auch einer randständigen Bevölkerung, zahlreichen Armen, Bettlern und Taglöhnnern, Verdienstmöglichkeiten, und die in ausserordentlich bescheidenen Verhältnissen lebenden Kleinbauern kamen zu ein wenig Bargeld und damit in den Genuss eines etwas höheren Lebensstandards. Für diesen Gewinn waren nun allerdings keine geringen Opfer zu erbringen. Weil sich das Verlangen des Marktes nach Baumwollprodukten von Jahr zu Jahr mehrte, setzte man ungeachtet der immer wieder eintretenden Krisen und der ständigen Umstrukturierungen in der Fabrikation infolge der beschleunigten Technisierung, was immer wieder Arbeitslosigkeit im Gefolge hatte, voll auf die Baumwollindustrie und verweigerte der Theorie der Physiokraten, wonach allein «Ackerbau und Viehzucht... eines Volkes dauerndes Wohl und nicht mechanische Geschicklichkeiten, Fabrik, Spinn- und Weberstühle»⁷ gewährleisten, die Gefolgschaft. Die Solidität des anhebenden Wohlstandes stand also auf wackligen Füssen. Und die Landwirtschaft blieb in ihrer Entwicklung weit hinter jener der Industrie zurück; bis weit ins 19. Jahrhundert hinein bildete der vernachlässigte Landbau ein Dauerbrenner in der wirtschaftspolitischen Diskussion. Zum Faktum wurde: Die Ostschweiz befand sich im anhebenden 19. Jahrhundert in einer doppelten wirtschaftlichen Abhängigkeit: zum einen war sie angewiesen auf den Getreideimport aus Süddeutschland und zum andern war sie, was die Textilproduktion angeht, den Launen des Weltmarktes ausgeliefert.

6 Ebenda, S. 46.

7 Vaterländische Nachrichten, Kanton St. Gallen, Bürger- und Bauernfreund 16. April 1817.

Alles im Bann der Textilindustrie

Ruprecht Zollikofer hielt fest: «Auf Kosten oft der sorgfältigern Bebauung des Bodens, der weit sicherern Pflege des Viehstandes, ward seit vielen Jahrzehnten der leichten, unsichern Industrie sinnlos gefrönt.»⁸

In den unmittelbar auf 1800 folgenden Jahren kam es auch zur Entstehung der ersten Textilfabriken, die sich nach und nach den kleinen Flüssen entlang ansiedelten. Es waren vornehmlich mechanische Spinnereien, die den Anfang machten. Napoleons Wirtschaftsblockade hatte die Zufuhr von Maschinengarn aus England unterbrochen und damit die kontinentale Garnfabrikation genötigt, selbständig die Mechanisierung ihrer Produktion an die Hand zu nehmen. Die erzwungene Umstellung erwies sich schnell als so erfolgreich, dass schon 1844 im ganzen Land 131 Spinnereien gezählt wurden, 90 davon



Fabriken setzen neue Akzente in der Landschaft. Aquarell aus unbekannter Hand. (Historisches Museum St.Gallen).

allein in der Ostschweiz. In Betrieb hielten diese ersten kleinen Fabriken vornehmlich Frauen und Kinder; jene aber, die vordem neben der Landwirtschaft hauptsächlich von der «Handgespinst» gelebt hatten, verloren ihre wichtigste Einnahmequelle.

Die infolge der Anwendung von Maschinen gesteigerte Garnproduktion übte einen Druck auf die Weberei aus, welche nun gezwungen wurde, ihrerseits die Leistungsfähigkeit durch Mechanisierung zu erhöhen, wenn sie die Masse des anfallenden Garns bewältigen wollte. Dadurch wurde der traditionsreichen Handweberei ein Existenzkampf aufdrängt, in dem diese à la longue nur unterliegen konnte. Es sei hier an die Verzweiflungstat der Zürcher Oberländer Handweber erinnert, die 1832 in Uster die mechanische Weberei Korrodi & Pfister in Brand steckten, aber damit den Lauf der Dinge nicht aufhalten konnten. Die Ostschweizer Bevölkerung war im Begriff, die Agrargesellschaft endgültig zu verlassen und zu neuen Ufern aufzubrechen. Es gab kein Zurück mehr!

Die Ostschweizer Handweberei entging durch die Einführung einiger punktuell wirkender Erfindungen sowie durch die Kreation neuer Artikel zum grossen Teil Gefahr der Mechanisierung.⁹ Angesprochen sind hier in erster Linie die seit 1823 im Appenzeller Mittel- und Hinterland heimisch gewordene Plattstichweberei und die seit 1831 im Vorderland und Unterrheintal eingebürgerte Seidenbeuteltuchweberei.

Sie ermöglichten der Handweberei das Überleben und sorgten dafür, dass die Expansion des Fabrikwesens sich hierzulande, wie es in der Biedermeierzeit sonst allenthalben festzustellen ist, in Grenzen hielt. In diesem Rahmen bildeten die «Fabrikler» eine Minderheit, und wo es sie gab, blieben sie lange Zeit eng mit dem ländlichen Leben verbunden und entgingen somit dem Schicksal des entwurzelten Proletariates. Die etwas später auftretende, ebenfalls in Heimarbeit betriebene Maschinenstickerei hat dann diesen Status für weitere Jahrzehnte bewahren können.

Die in der Kleinlandwirtschaft verwurzelten und meist im eigenen «Hämetli» wohnenden und werkenden Heimarbeiter unterschieden sich in ihrer Mentalität deutlich von den Fabrikarbeitern, obwohl auch sie lohnabhängig, ja ganz und gar auf die Gnade ihres Arbeitgebers, des Fabrikanten, angewiesen waren. Er vergab die Arbeitsaufträge, stellte meistens auch das Arbeitsgerät, den Webstuhl zur Verfügung und setzte den Lohn fest. «Das Verhältnis...(der) Weberfamilien zum Fabrikanten», so beschreibt es ein Zeuge, «...war ein ganz patriarchalisch in der Weise, dass zwei und drei Generationen demselben Fabrikationshause arbeiteten und gegenseitig in ein geradezu freundschaftliches Verhältnis kamen, das...durch Wertschätzung des Arbeiters und dessen Produkt auf der einen Seite und durch volles Zutrauen auf der andern Seite erhalten wurde. Bei freudigen, ganz besonders aber bei Traueranlässen kam diese gegenseitige Wertschätzung zu oft rührendem Ausdruck.»¹⁰ Wenn die Weber Glück hatten, war sich ihr Arbeitgeber der sozialen Verantwortung bewusst und kümmerte sich

8 Zollikofer I, S. 111.

9 In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es insbesondere drei Erfindungen, welche für die Fortentwicklung der Ostschweizer Handweberei von entscheidender Bedeutung wurden: 1. Der Jacquardapparat. Der mit Hilfe von Lochkarten gesteuerte oben am Webstuhl angebrachte Apparat ermöglicht die Herstellung komplizierter Muster. 2. Die Weblade mit Schnellschützen. Mit dieser Vorrichtung kann der Weber breitere Stücke herstellen und schneller arbeiten als mit der einfachen Lade. 3. Die Plattstich- oder Brochierplatte. Diese erlaubt es, während des Webens stickereiähnliche Muster ins entstehende Tuch einzutragen.

10 Naef, Ad.: Zum Fabrikgesetz, o. O. o. J., S. 48.



Weberhäuschen im Appenzeller Vorderland. Foto um 1905.

mehr oder weniger engagiert um das Wohl der von ihm Abhängigen.

Dass es sich so verhielt, empfand die Mehrheit der Heimarbeiter zunächst durchaus nicht als Verstoss wider die göttliche Weltordnung, im Gegenteil! Ihr religiöser Glauben machte ihnen eine fatalistische Haltung gegenüber dem irdischen Schicksal zur Pflicht. Dieses gegenseitige Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, wenn es denn tatsächlich so gut funktioniert hat, wie immer wieder behauptet wird, wurde nun offensichtlich schon während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer häufiger in Frage gestellt und verlor laufend an Glaubwürdigkeit. Dafür ein Beispiel aus dem Toggenburg. Als dort der Fabrikantenverein 1846 ohne Rücksprache mit den Weibern eine bedeutende Reduktion der Löhne beschloss, kam heftige Kritik auf. Daraufhin sahen sich die Fabrikanten zu einer öffentlichen Rechtfertigung genötigt. Man habe aus reiner Zweckmässigkeit diese Massnahme ergriffen, weil gegenwärtig der Absatz stocke. Einzig eine Lohnverminderung biete die Chance, die Arbeitsplätze am Webstuhl zu erhalten und sei deshalb als Wohltat zu beurteilen. Wenn der Fabrikant nur auf seinen Vorteil achten würde,

wäre er genötigt, Arbeiter zu entlassen, meinte eine St.Galler Zeitung, welche die Verteidigung der Arbeitgeber übernommen hatte und setzte hinzu: «So unbillig denkt und handelt derselbe jedoch nicht; wenn er auch zehnmal mehr wagen muss, so sucht er die Arbeiter fortwährend zu beschäftigen; für diese aber ist dies die grösste Wohltat, wenn selbst der Lohn etwas geringer ist... Der Fabrikant setzt Ehre und Vermögen aufs Spiel, um Tausenden Obdach und Brot zu geben...»¹¹

Der Vorgang beweist, dass es mit dem viel gerühmten patriarchalischen Ethos auf einmal nicht mehr so weit her war. Der zunehmende ökonomische Druck, das heisst die wachsende Notwendigkeit, sich immer konsequenter nach der Logik des neuen Wirtschaftssystems, das ausschliesslich auf Gewinn aus war, ausrichten zu müssen, hat dem guten Willen der Unternehmer, philanthropisch zu denken und zu handeln, immer weniger Spielraum gelassen.

11 Toggenburg, *Der Erzähler*, 20. Februar 1846.

Neue soziale Probleme

Während der so gern als konfliktlose Idylle dargestellten Biedermeierzeit begann es tatsächlich im Gesellschaftsgefüge zu ächzen, wurden erste Fadenrisse an dessen Oberfläche sichtbar, welche auf unterschwellige Konflikttherde hinwiesen, die sich in der Folge zu gefährlichen sozialen Gräben ausdehnten. Jedenfalls kündigten sich für jene, die es hören und sehen wollten, tief greifende Veränderungen an. Ein alter Weber hatte dafür im Rückblick eine Erklärung: «Erst durch die Erfindung von Maschinen aller Art», schrieb er, «durch die mit weniger Arbeiter mehr geleistet werden konnte, kamen andere Verhältnisse. Dadurch wurde der Arbeiter vielfach nur als eine Maschine betrachtet, welche ausgenützt und nachher auf die Seite geworfen wird. Die Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hat sich mit der Zeit vergrössert...»¹²

Unzufriedenheit breitete sich der herrschenden Lebensumstände wegen schleichend aus; sie nährte sich nicht zuletzt auch aus der Tatsache, dass die erhofften besseren Zustände auf sich warten liessen. Teuerungen und immer wieder Arbeitslosigkeit, verursacht durch die Unberechenbarkeit des Welthandels ebenso wie durch die sich überstürzenden technischen Fortschritte, verhinderten das Aufkommen einer allzu gemütlichen Atmosphäre und wurden von Heim- und Fabrikarbeitern wie von Handwerkern als dauernde Existenzbedrohung empfunden und erfahren. Ein erbarmungslos praktizierter Wirtschafts rationalismus verdrängte alle andern Werte, und kühles Kalkül vertrieb jede Sentimentalität aus den menschlichen Beziehungen. In der Biedermeierzeit entstand das Arbeiterproblem, das bis weit ins 20. Jahrhundert hinein den politischen und kulturellen Diskus beherrschte.

Überleben von Tag zu Tag

Wenden wir uns nunmehr einigen Aspekten der Lebens- und Arbeitsumstände jener Bevölkerungsteile zu, die das Erdgeschoss des Biedermeierhauses in der Ostschweiz bewohnten.

Aus einer Nummer der «Appenzeller-Zeitung» von 1842 erfahren wir: «Zwei Dritteile unseres Volkes haben keinen andern Erwerbszweig als die Weberei und die mit derselben verbundenen Beschäftigungen.»¹³ Dass die Heimindustrie in Verbundenheit mit kleiner Landwirtschaft betrieben wurde, hatte für die Besteitung des Lebensunterhaltes zweifellos beträchtliche Vorteile. Die dadurch mögliche teilweise Eigenversorgung mit landwirtschaftlichen Produkten milderte unbestritten die harten Folgen eines niedrigen und unzuverlässigen Lohneinkommens; aber leider bedeutete das nicht, dass die Speisezettel der Heimarbeiter abwechslungsreicher wurden. Die Kartoffel bildete den täglich wiederkehren-

den Hauptbestandteil der eintönigen Mahlzeiten. Es war daher für die ärmeren Leute eine Katastrophe, als sich im Herbst 1845 die Kartoffelpest, die bereits anderwärts verheerende Schäden angerichtet hatte, auch in der Ostschweiz ausbreitete.¹⁴

Johann Jakob Brunner, ein Weber aus Degersheim, notierte am 10. Dezember 1845 in sein Tagebuch: «...welch einen verzwickten Streich haben mir die Erdäpfel oder Krankheit derselben gespielt! Bis zum Ausbruch derselben lebte ich immer in der frohen Hoffnung, für mich und die Meinigen auch nur bei mittelmässigem Ertrage genug für ein Jahr zu erhalten... Allein kaum die Hälfte war geniessbar... Zudem sind die andern Lebensmittel im Preise gestiegen. Nun kann ich rechnen, und dennoch bringe ich nichts anderes heraus, als dass Schmalhans für lange Zeit Küchenmeister bei mir werden müsse, denn mit Weben fünf Personen zu ernähren, ist jetzt wahrlich keine Kleinigkeit.»¹⁵ Auf das zweite Standbein einer bescheidenen Eigenversorgung war angesichts der Rückständigkeit der landwirtschaftlichen Produktion nicht mehr unbedingt Verlass, zumal die heimindustrielle Beschäftigung ständig mehr Zeitaufwand erforderte, weil die Qualitätsansprüche des Marktes unaufhörlich stiegen. Die daraus resultierende Forderung nach mehr Professionalität im Weberhandwerk war nur auf Kosten des Einsatzes für die Landwirtschaft zu erlangen. Kritischen Beobachtern fiel auf, dass die Heimarbeiter sich sehr ungesund und einseitig ernährten. Es kam die Rede vom «Kaffeesatzgeschlecht» auf. Schon Johann Gottfried Ebel bemerkte, es habe der Kaffeegenuss «der gestalt eingerissen, dass die armen Leute täglich zum Frühstück, Mittag- und Abendessen einen dünnen Ab-

12 Erfahrungen eines Webers, *Der Textilarbeiter*, 19. Juni 1907.

13 Über Gewerbsfleiss, *Appenzeller-Zeitung*, 27. August 1842.

14 Die durch einen Pilz verursachte und durch feuchte Witterung begünstigte Kartoffelkrankheit, auch Kraut- oder Knollenfäule genannt, breitete sich 1845/46 von Westeuropa bis nach Polen aus; am härtesten wurde Irland betroffen. Mit «Käthi die Grossmutter», einer «Erzählung für das Volk» hat Jeremias Gotthelf der Kartoffel, dem Hauptnahrungsmittel der Armen, ein Denkmal gesetzt. Die grosse Not, welche die Kartoffelkrankheit über den unbemittelten Teil der Bevölkerung brachte, nimmt daher im Roman eine wichtige Stellung ein: «Von allen Seiten her kamen mehr und mehr Menschen, brachten Bericht, dass die Pestilenz auch bei ihnen sei, alles schwarz. Niemand weinte, aber Ratlosigkeit, Trostlosigkeit lag auf allen Gesichtern. Es war ein Donnerschlag aus hellem Himmel...» (Gotthelf: *Käthi die Grossmutter*, Sämtliche Werke, Zehnter Band, Erlenbach-Zürich 1916, S. 117).

15 Brunner, Johann Jakob: *Tagebuch*, Degersheim 1980, S. 72 f.

sud dieser indischen Bohne geniessen».¹⁶ Dass es dahin gekommen war, ist auf die hausindustrielle Beschäftigung zurückzuführen, welche, wie erwähnt, der Weiterentwicklung der Landwirtschaft entgegen stand und ausserdem durch das nun eher zur Verfügung stehende Bargeld dazu verleitete, allerhand Genussmittel wie Kaffe, Branntwein, Wein und Süßigkeiten einzukaufen, die der Gesundheit ganz und gar nicht zuträglich waren. Um 1835 beschreibt ein Chronist die veränderten Ernährungsgewohnheiten im Appenzellerland folgendermassen: «Solange die Appenzeller, dem Naturzustande treu, von der mildesten Nahrung, Milch, Molken und Hafergrütze lebten, war ihnen das Klima zuträglich. Sie befanden sich in der zwar etwas rauen, aber reinen und frischen Luft wohl, wurden stark und dauerhaft und wussten wenig von Krankheiten. Seit sie mehr in dunstigen, selten gelüfteten Stuben und feuchten Webkellern sich aufhalten, erschlaffende, scharfe oder schwer verdauliche Speisen und Getränke als Kaffee, Most, Ziger, Käse, Butter, Speck, Fleisch...Backwerk geniessen, gekrümmmt sitzen, rauchen, schnupfen...leiden sie an vielen Krankheiten...»¹⁷

In der Tat stimmte das im Zeitalter des aufblühenden Kurwesens sorgsam gepflegte Bild vom kerngesunden, weil naturnahe lebenden Appenzeller je länger je weniger mit der Realität überein. Die Ursache dafür ist nicht allein bei den neuen Essgewohnheiten infolge der textilen Heimindustrie zu suchen - dieser sind noch andere fragwürdige Konsequenzen anzulasten. Zum Beispiel die, von der der Heimarbeiter Johannes Merz in seinen «Erlebnissen und Erfahrungen eines Appenzeller Webers» berichtet: «Ich war zehn Jahre alt, musste neben der Schulzeit das Spulen lernen und die <Spulrusti> treiben vom Morgen früh bis es Nacht war.»¹⁸ Wir stossen hier auf die traurige Erscheinung der Kinderarbeit – sie war der Normalfall, denn ohne die Mitarbeit von Frauen und Kindern hätte kein Weber sein Pensum bewältigen können.

Und in den Spinnereifabriken hatten Kinder ein wenn möglich noch schlimmeres Los zu erdulden. Wie es ihnen erging, entnehmen wir den Lebenserinnerungen eines andern Appenzellers, des Pädagogen Johann Konrad Zellweger (1801 – 1883)¹⁹: «Es gibt so genannte Glückskinder hienieden», schreibt er. «Vielen von ihnen lacht Fortuna schon in der Wiege; ...Sie brauchen dem Glücke nicht ängstlich nach zu jagen, es folgt ihnen wie von selbst auf dem Fusse nach.»²⁰ Johann Konrad Zellweger gehörte nicht zu ihnen. Der ohnehin geplagte und verachtete Armenhäuslerbub aus Trogen, der in seiner Freizeit «fleissig zum Spulen angehalten wurde,»²¹ musste schon als Dreizehnjähriger selbst für seinen Unterhalt sorgen und in einer Spinnerei für 20 bis 30 Batzen pro Woche unter härtesten Bedingungen arbeiten: «In jedem der Arbeitssäle übte ein Mann mittleren Alters Aufsicht über seine Untergebenen; den unsrigen fürchteten wir wie das Schwert. Selbst um geringer Vergehen willen

züchtigte er die Buben unbarmherzig; getreu dem damals noch in voller Blüte stehenden Prügelsystem... Wiederholt bekam ich Schläge mit dem <Hagenschwanz> oder so genannten <Stierszipfel>, wie man das verhasste Zuchtmittel nannte. Niemand wehrte dem Tyrannen und Klage zu erheben beim Fabrikherr war von vorneherein unstatthaft.»²²

Einzelfälle waren das nicht. Dass die körperliche und geistige Entwicklung der Fabrikkinder unter diesen Voraussetzungen Schaden litt und lebenslange Nachwirkungen zur Folge hatte, bedarf keiner weiteren Erörterung. Welch ein Widerspruch zu jenem Idealbild von der Kindheit, dem die von Jean Jacques Rousseau und von der Romantik beeinflusste Biedermeierkultur nacheiferte! Was Kunst und Literatur als kindgerecht vorstellten und forderten, lag für die Mehrheit der Bevölkerung in utopischer Ferne und hatte wenig Beziehung zur Lebenswelt des einfachen Volkes. In Freiheit und Geborgenheit, entsprechend seinen eigenen Gesetzen, sollten sich Knaben und Mädchen gemäss den Postulaten Rousseaus entfalten dürfen. Die biedermeierliche «Hochkultur» trieb einen wahren Kult mit dem Kinde und der Kindheit; sie schuf eine eigene Kindermode, produzierte Kinderspielzeuge und Kinderbücher und machte sich Gedanken über eine kindgerechten Erziehung. Aber eben: Die Verwirklichung all dieser schönen Vorschläge war einer Oberschicht vorbehalten, die meisten Familien hatten Tag für Tag all ihre Kräfte für den Erwerb des täglichen Brotes einzusetzen und konnten sich dabei weder bessere Lebensbedingungen für ihren Nachwuchs noch diesem gegenüber allzu viel Sentimentalitäten leisten. Kinderreichtum war da ein fragwürdiger Segen. Der ge-

16 Ebel I, S. 290.

17 Bircher, Ralph: *Ursprünge der Tatkraft, Beiträge zur Ernährungsgeschichte der Schweiz*, Erlenbach-Zürich o. J., S. 40.

18 Merz, Johannes: *Erlebnisse und Erfahrungen eines Appenzeller Webers*, Zürich 1909, S. 3.

19 Zum Lebenswerk von J.Kon.Zellweger vgl. Specker, Louis: «Veredlung der Armut muss das Lösungswort aller Menschenfreunde werden»- Johann Konrad Zellwegers Erziehungswerk im Umfeld seiner Zeit, Appenzellische Jahrbücher 2006, 134. Heft.

20 Zellweger, Johann Konrad: *Ein Armenschüler in Hofwil, Aus den Lebenserinnerungen des appenzellischen Armenvaters*, Bern 1955, S.7.

21 Ebenda, S. 15.

22 Ebenda, S. 16.



Türfüllung eines Appenzeller Bauernschrankes, 1823. Idealvorstellung einer glücklichen Kindheit: «Im Vergnügen, ohne Sorgen, Flieht des Lebens früher Morgen.» (Historisches Museum St. Gallen).

nannte Degersheimer Weber Brunner liefert dafür unter dem Datum vom 21. Februar 1846 eine für den modernen Leser schockierend wirkende Tagebuchstelle: «Grosses hat der Herr an mir getan, des bin ich froh. Denn heute hat er, zwar noch ganz unerwartet, das müde Schäflein, mein jüngstes Kind, das nur vier Jahre und zwei Monate zählte, aber nicht die Kraft hatte, einen Fuss anzustellen, von den vielen Leiden und Schmerzen, die es auf dieser Welt zu ertragen hatte, erlöst und durch einen sanften Hinschied zu sich ins bessere Leben aufgenommen. Oh, Gott! Wie viel Mühe und Sorge, wie manchen schweren Kummer hast du mir dadurch abgenommen, so dass ich die Jahre und Tag nicht genug dafür danken kann.»²³ Ob Kinder oder Erwachsene, in gesundheitlicher Hinsicht waren sie alle, sofern nicht in privilegierter sozialer Stellung, hochgradig gefährdet. Mangelhafte Ernährung, übermässige Arbeitsbelastung seit dem frühesten Alter und unmenschlich lange Arbeitszeiten zeigten spür- und sichtbare Folgen. Der erwähnte Johannes Merz brachte als Rekrutenanwärter lediglich 90 Pfund auf die Waage und wurde deshalb vom Militärdienst dispensiert.



Biedermeier Hochzeitsteller. Dem jungen Ehepaar wird reicher Kindesegen gewünscht. (Historisches Museum St. Gallen).

Die tägliche Arbeitszeit in den damaligen Spinnereien dauerte auch für Frauen und Kinder um die 13 Stunden, nämlich von fünf Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags und nachmittags von ein Uhr bis sieben Uhr abends. Und der Lohn dafür? Ein zuverlässiger Gewährsmann weiss darüber zu berichten: «Das Maximum des Arbeitslohnes ist täglich 1 Gulden auf einen Mann, das Lohnminimum für ein Kind 16 Kreuzer täglich, so dass der tägliche Arbeitslohn für einen Arbeitstag auf die Person 31 bis 32 Kreuzer beträgt.»²⁴ Wie weit man damit kam, lässt sich beim Vergleich mit einigen Lebensmittelpreisen abschätzen: Ein Brot von 4 Pfund kostete zwischen 15 und 20 Kreuzer; für das Fleisch war erheblich mehr auszugeben, 1 Pfund Ochsenfleisch kam auf 10 Kreuzer, dieselbe Menge Kuhfleisch auf 8½ Kreuzer zu stehen.

Die arbeitende Bevölkerung, insbesondere jene, die sich von Fabrikarbeit allein erhielt, bot daher ein Erscheinungsbild, das wenig mit dem behaglich dahinlebenden wohlgenährten Biedermeierspiesser zu tun hatte. Dies bestätigt die Schilderung einer Begegnung, welche dem Appenzellers Emanuel Biedermann um 1820 widerfuhr: «Wie ich so am Abend dem schönen Dorf N. zuwanderte, gewahrte ich eine Menge Menschen aus einem ansehnlichen Gebäude kommend. Noch eben in Gedanken... beschäftigt, hielt ich diese, meist kränklich aussehenden Menschen für die Bewohner des Armenhauses..., erfuhr nun aber, dass ich mich in der Bestimmung dieses Gebäude geirrt hatte. Es war solches eine mechanische Baumwollspinnerei, in welcher diese blasen, kränklichen Gestalten in ungesunder Luft und bei geringem Lohn sich von der der Gesundheit so zuträglichen Feldarbeit entwöhnen und mit der Lust auch noch

23 Brunner, S. 73.

24 Hungerbühler, S. 94.

die Kraft dazu verlieren; die darin arbeitenden Kinder dann gewöhnlich noch den Schulunterricht entweder ganz oder doch wenigstens allzu früh entbehren und durch Verweichlichung sich ein sieches Alter bereiten.»²⁵

Der in stürmischen Sätzen voran hastende Fortschritt brachte auch die bisher als unerschütterlich geltenden Existenzgrundlagen des Handwerks ins Wanken, so dass sich selbst in der Stadt St.Gallen «die Zahl der Dürftigen und der Unterstützung benötigten Bürger und Einwohner»²⁶ erschreckend vermehrte. Die Verarmung erfasste nach dem Zeugnis des berühmten St.Galler Gelehrten Professor Peter Scheitlin immer mehr selbständige Professionisten, so «dass ohne Schauer kaum an die Zukunft gedacht werden kann.»²⁷ Neben der Staatsumwälzung von 1798, der Teuerung von 1816/17 und der grosszügig gewährten Handels- und Gewerbefreiheit machte er als wichtigste Ursache für das wachsende Unglück die aufstrebende Industrie aus: «Ein Übel aber müssen wir dieses Fabrikwesen in Beziehung auf den Handwerkerstand nennen, weil er neben ihm nicht bestehen, und viele Artikel nicht so wohlfeil und so schnell verschaffen kann als Fabriken...»²⁸ Sogar Bürger in angesehenen Stellungen waren der Unzuverlässigkeit der Zeitschäfte wegen genötigt, sich einer äusserst bescheidenen Haushaltsführung zu befleissen. «Immerfort musste ich mich wie ein Wurm durch ökonomische Verlegenheiten und Wirren winden,»²⁹ bekannte Peter Scheitlin, der Professor und Stadtpfarrer.

Allerlei Ratgeber

Worauf immer die Aufmerksamkeit des Historikers, der sich mit dem Biedermeier befasst, sich richtet, er kann die überwältigende Dominanz des sozialen Problems nicht übersehen. Die Situation rief förmlich nach sozialpolitischen Vorschlägen zur Behebung des Übels. Sie wurden denn auch haufenweise in die Welt gesetzt, und unter den angepriesenen Remeduren befanden sich, was sich leicht aus der Schwere des Problems erklärt, auch solche der radikalen Art. Wandernde Handwerksgesellen, deren berufliche Zukunft von der Industrialisierung bedroht war, importierten aus Frankreich radikalsozialistische und utopische Ideen, welche die völlige Umkämpfung der herrschenden Verhältnisse forderten und damit für einigen Wirbel in Helvetien sorgten. Das «Tagblatt der Stadt St.Gallen» beunruhigte seine Leser im Sommer 1843 mit der Meldung, dass «seit einiger Zeit kommunistische Schriften verbreitet (werden), unter anderem auch ein ‚Evangelium des armen Sünders.‘»³⁰ Bei diesem Werk handelt es sich um die berühmte Schrift des deutschen Schneidergesellen Wilhelm Weitling, der 1841 aus Paris in die Schweiz eingetroffen war, um hier alsbald eine rege kommunistische Propaganda zu entfalten. Die ideologische Grundlage für sein Gesellschaftsmodell holte er sich bei Hugues-Félicité-Robert de Lamennais, ei-

nem französischen Priester, dessen «Paroles d'un croyant» (Worte eines Gläubigen) einen starken Einfluss auf die Handwerksgesellen ausübten, ja bei ihnen wie eine «Philippika gegen die soziale Ungerechtigkeit»³¹ zündeten. Allein in der Schweiz kamen mehrere Auflagen der provozierenden Schrift in deutscher Sprache heraus; eine Übersetzung von Ludwig Börne erschien 1834 in Herisau. Lamennais flammender Aufruf für einen christlichen Kommunismus sprach vor allem das Gefühl an: «Die Erde ist wie ein grosser Bienenkorb und die Menschen sind wie die Bienen. Jede Biene hat das Recht auf den Teil von Honig, der zu ihrem Unterhalte nötig ist, und, wenn es unter den Menschen welche gibt, die dieses Nötige entbehren, so ist das, weil Gerechtigkeit und Mildtätigkeit von ihnen gewichen sind. Die Gerechtigkeit, das ist das Leben, und ein süsseres und volleres Leben.»³²

Das waren Worte des Labsals für die Wandergesellen, deren Traum vom goldenen Boden des Handwerks sich zu verflüchtigen drohte. Der Schneider Wilhelm Weitling vertrat in seinen Schriften ketzerische Sozialideen von ähnlicher religiöser Provenienz und behauptete, das kommunistische Prinzip sei letztlich mit der christlichen Lehre identisch. Für das zunehmende Elend in der Welt machte er in erster Linie das Geld verantwortlich, das er daher abschaffen wollte. Wenn es kein Geld mehr gäbe, wären Reiche und Arme genötigt, untereinander Gütergemeinschaft zu pflegen. Aber nicht nur das Geld, auch das Eigentum und das Erbschaftsrecht wollte er beseitigen, um den Lauf der Welt, den er «als eine grosse Räubergeschichte» begriff, «worin die ehrlichen Leute zu al-

25 Biedermann, Emanuel: *Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freisinnigen Schweizers*, Trogen 1829, Zweiter Teil, S. 135.

26 Scheitlin, Peter: *Der jetzige Zustand des Handwerkstandes der Stadt und Gemeinde St.Gallen, die Ursachen des Verfalls desselben und Vorschläge ihm wieder aufzuhelfen*, St.Gallen 1820, S. 46.

27 Ebenda.

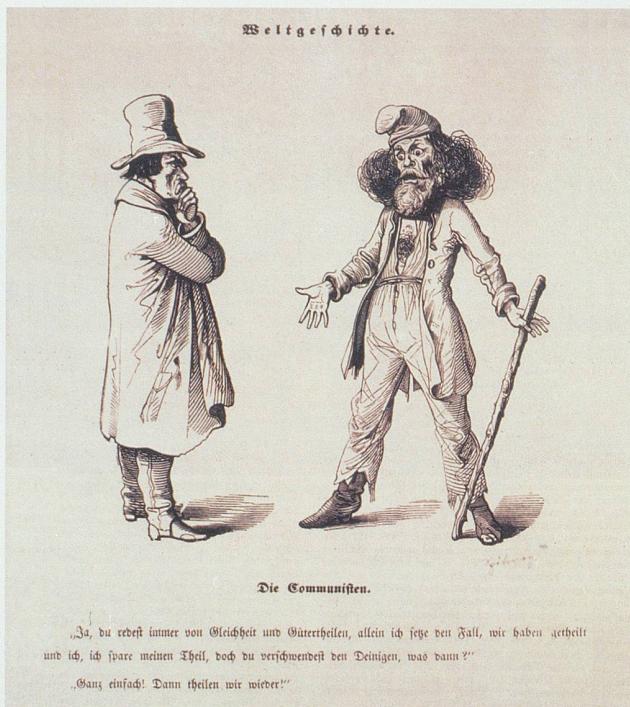
28 Ebenda, S.59.

29 Peter Scheitlin, zitiert in: Fässler, Oskar : *Professor Peter Scheitlin von St.Gallen 1779 – 1848*, St.Gallen 1929, S. 110.

30 Tagblatt der Stadt St.Gallen, 12.Juli 1843.

31 Schmidt, Heinrich: *Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz und die erste deutsche Arbeiterbewegung 1833 – 1836*, Zürich 1899, S. 109.

32 Lamennais, Hugues-Félicité-Robert de: *Worte des Glaubens*, Herisau 1834, S. 11.



Der Kommunist im Gespräch mit dem Bürger.
Kalenderillustration 1856.

len Zeiten die Geprellten waren,»³³ in eine bessere Richtung zu lenken. Dem kühnen Schneidergesellen wurde als einem Blasphemisten und gefährlichen Kommunisten in Zürich der Prozess gemacht. Er kam ins Gefängnis und wurde später des Landes verwiesen, wanderte nach den USA aus, wo er 1871 starb.

Die «Appenzeller-Zeitung» verfolgte die sozialpolitischen Auseinandersetzungen mit grösster Aufmerksamkeit, kommentierte sie jedoch mit auffallender Gelassenheit. In ihrer ausgeprägt liberalen Haltung fand sie, es hätten die «Behörden mit zu grossem Gebrause die Sache zur Hand genommen»³⁴ und warnte vor der Überschätzung der Kommunistengefahr. Das gründliche Studium kommunistischer Schriften mache jedem Leser sofort klar: Der «Kommunismus tötet sich selber wie alle Grundirrtümer und Verkehrtheiten des menschlichen Geistes.»³⁵

Auch wenn eine wachsende Zahl einheimischer Arbeitnehmer aus nachvollziehbaren Gründen zusehends Mühe bekundete, sich in Zufriedenheit zu üben, bestand keine Gefahr, dass sie zu eifrigen Bekennern des Kommunismus wurden. Davor bewahrten die Mehrheit von ihnen eine freiheitliche Gesinnung, ein konservativerchristlicher Glaube und ihre weiterhin noch mehr oder weniger starke Bindung an das Bauerntum, welche ihnen das Los der totalen Verproletarisierung ersparte. Die Schweizer Handwerker und Arbeiter suchten zur Verbesserung ihrer Lage eigene Wege. Da spielte nun der Appenzeller Johannes Niederer (1779-1843), ein Schüler und Mitarbeiter Pestalozzis, eine Pionierrolle. Er widersprach

vom Standpunkt eines konservativen Protestanten aus Wilhelm Weitling energisch: «Der Kommunismus mag in weltlicher Hinsicht manches Gute haben, die Bestrebungen der Kommunisten mögen bürgerlich- gesellschaftlich aus Zeitbedürfnissen entsprungen sein, aber dass sie etwas uraltes und rein christliches seien, davon ist keine Rede.»³⁶ Gemeinsam mit einigen andern Appenzellern gründete Niederer 1838 in Genf den «Grütliverein», der zum ersten Interessenverband schweizerischer Arbeitnehmer wurde. Wie der Name des Vereins verrät, verpflichtete er sich demokratisch-patriotischen Idealen und ging davon aus, dass den Arbeitnehmenden durch Vermittlung von Bildung aus der Misere geholfen werden könne. Der anfängliche Erfolg dieser frühen schweizerischen Arbeiterorganisation liess freilich innerhalb einiger Jahrzehnten nach, weil mit dem schlchten Rezept «Durch Bildung zur Freiheit» dem sozialen Problem nicht beizukommen war, und so kam auch der «Grütliverein», wenn er zu Gunsten der Lohnempfänger Handfestes erreichen wollte, nicht umhin, sich später ideologisch anders aus zu richten. Vielerorts, zum Beispiel auch in Heiden, bildeten sich Sektionen des Grütlivereins. Dessen Hauptzweck sei, heisst es in Michael Rohners Schrift über die Gemeinde Heiden, «neben geselliger Unterhaltung Fortbildung durch Lektüre und freie Vorträge sowie auch etwa Übung im Gesange. Jedes Mitglied verpflichtet sich zu bestimmten Beiträgen und ist gehalten, auf das Zeitungsblatt *Der Grütlianer*... zu abonnieren.»³⁷

Ja überhaupt, die Zeitung! Im Biedermeier überstürzen sich die Gründungen von Zeitungen der verschiedensten Strömungen - allein diese Tatsache straft die Vorstellung von einem ruhigen und selbstzufriedenen Zeitalter Lüge. Wenn es um politische Angelegenheiten ging, scheuteten sich die Blätter auch nicht, einen zusehends greller werdenden Tone anzuschlagen, was der mühsam kultivierten friedlichen Atmosphäre nicht unbedingt gut bekam. Ein grosser Hunger herrschte nach politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Informationen, und das wachsende Bedürfnis nach Meinungsstreit war schwer zu stillen. Dass sich die Biedermeier in den Wind-

33 Weitling, zit. b. Grimm, Robert: *Geschichte der sozialistischen Ideen in der Schweiz*, Zürich 1931, S. 49.

34 Schweizerland, Appenzeller-Zeitung, 2. August 1843.

35 Schweizerland, Appenzeller-Zeitung, 16. August 1843.

36 J. Niederer, zit. b. Wolfgang Schieder, *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung*, Stuttgart 1963, S. 272.

37 Rohner, Michael: *Die Gemeinde Heiden im Kanton Appenzell A. Rh.*, Teufen 1867, S. 43.

schatten der Ereignisse zurückgezogen hätten, weil sie das Getöse der Weltgeschichte nach den Stürmen der Napoleonische Ära gründlich satt hatten, trifft wohl nur für die Frühzeit der Epoche zu. Die vielerorts ins Leben gerufenen Lese- oder Museumsgesellschaften stellten Leseräume zur Verfügung, wo für die wissensdurstigen Zeitgenossen Tagesblätter und Zeitschriften auflagen, so dass für lebhafte politische Diskussion stets gesorgt war.

Biedermeierkultur als Fluchtraum

Nur wenn man sich die leidenschaftlich geführten Auseinandersetzungen mit den überreichlich vorhandenen existentiellen Zeitfragen vor Augen hält, ist man in der Lage, die wahre Rolle und Bedeutung der biedermeierlichen Kultur einzuschätzen. Auf diesem Hintergrund erweist sich diese zunächst vor allem als ein Refugium, das die Möglichkeit eröffnete, den Alltagssorgen zeitweilig zu entfliehen, nach innen und nach aussen. Dass dem so war, wird einem vor allem bewusst, wenn man den Blick auf die Kleidermode der Zeit wirft, die noch heute entweder Entzücken hervorruft oder als Kitsch milde belächelt wird. Sie gebärdete sich, obgleich sie sich als bürgerlich verstand und bewusst vom höfischen Stil abwich, nicht weniger üppig als in vorangegangenen Zeiten. Die vornehme Damenwelt unterwarf sich den verrücktesten Einfällen und Allüren, auferlegte ihrer gestalterischen Phantasie keine Grenzen. Und weil die Herrenkleidung sich dagegen eher durch diskrete Sachlichkeit auszeichnete, fiel das Schaugepräge phantastisch aufgeputzter Frauenzimmer umso mehr auf.

Der Kulturhistoriker Egon Friedell fand dafür die passenden Worte: «Nach 1820 nahmen die Damenärmel ungeheuerliche Formen an: als ‚Hammelkeulen‘ und ‚Elefanten‘, die nur mit Hilfe von Fischbeingestellen ihre Fasson zu behalten vermochten. Nur in der Musterung entwickelten die Stoffe zahlreiche Nuancen., besonders bei den Bändern, die sich sehr reichlich an Hauben, Hüten, Röcken befanden... Ebenso abenteuerlich wie die Ärmel waren die Schuten, eine Art Pferdehüte, sehr gross und sehr unpraktisch, das Gesicht wie Scheuklappen einhüllend, so dass man in ihnen am Hören und Sehen verhindert war...»³⁸ Die Röcke erweiterten sich allmählich zu einem Trichter, und um 1840 kamen dann die Krinolinen auf, die über fünf bis sechs Unterröcken getragenen Reifröcke. Nie ist die Mode nur Spiegelbild ihrer Zeit; sie konterkariert diese auch immer ein Stückweit, rebelliert gegen sie, will einen ausgleichenden Kontrapunkt zum grauen Alltag schaffen; formuliert mithin Gegenwelten, zeigt das Andere auf. Auf diesem Felde tobte sich Verschwendungssehnsucht hemmungslos aus, und die ansonsten empfohlene Mässigkeit ging vergessen, sofern es der Geldbeutel erlaubte. Für die normale Bürgersfrau und schon gar für die einfache Webersgattin blieb solche Aufmachung indessen unerschwinglich. Modeströmungen hin

oder her, sie hatten sich in Sachen Kleidung den wenig feierlichen Arbeitsbedingungen und einem schmalen Einkommen anzupassen, welche nun einmal nicht mehr gestatteten als ein schlichtes und billiges Gewand, an dem man so lange wie möglich herum flickte.

Ins Gedächtnis der Kulturgeschichte hat sich das Biedermeier am nachhaltigsten eingeprägt nicht nur seiner Damenmode wegen, sondern auch aufgrund seiner gediegenen und geschmackvollen Ausgestaltung der Wohnräume. In diesem Zusammenhang wird in der Literatur die Bezeichnung Biedermeier als Stilmerkmal erstmals eingeführt. Klarheit in der Form und Bevorzugung von solidem Material zeichnet, anders als bei der gehobenen Damenfashion, Inneneinrichtung und Mobiliar aus. Begründet war dies nicht zuletzt in der Notwendigkeit, nach den Wirbelstürmen vergangener Jahre, die tiefe Spuren der Verarmung hinterlassen hatten, eine sparsame Haushaltspolitik zu verfolgen. Auf Nützlichkeit und Bequemlichkeit wird bei der Gestaltung der Möbel aus Eschen- und Kirschbaumholz geachtet. Die Hochschätzung des Familienlebens und der Geselligkeit im kleinen Kreis rückten Esstisch und Sofa in den Mittelpunkt der Wohnung.



Biedermeiermode. Illustration aus einem zeitgenössischen Modejournal.

38 Friedell, Egon: *Kulturgeschichte der Neuzeit*, München o. J., S. 1005.

Nicht allein in seinen vier Pfählen holte und fand der Biedermeier anspruchslosen Ausgleich zu den Mühseligkeiten des Alltages. Zu den Höhepunkten damaliger Lebensläufe zählten die Teilnahmen an Volksfesten, zum Beispiel am Eidgenössischen Schützenfest in St.Gallen anno 1838. Mit seiner Frau machte sich unser Gewährsmann Johann Jakob Brunner auf nach der Gallus-Stadt. Was er dort er dort zu hören und zu sehen bekam, verlieh ihm für den Rest seines Lebens unvergessliche Eindrücke: «Welch eine Pracht, welch eine Menge von Gefährten und Fussgängern auf allen Strassen und Wegen! Ein für uns noch nie gesehenes, interessantes Schauspiel... Der Schützenplatz war auf dem Brühl... Ein grosser, dreifacher Triumphbogen von Laubwerk und Blumen, von kleinen Fahnen umweht und mit Inschriften geziert, schmückte den Eingang: Links gelangte man zuerst zur Speisehütte, auf der andern Seite grüssten die Wappen aller Kantone, auf den Giebelfeldern standen Gemälde von alten Schweizerhelden mit Inschriften. Die Speisehütte war so gross, dass 2800 Personen zu Tische sitzen konnten... Der Gabensaal und Fahnenturm war ein sehr schönes, achteckiges Gebäude. Mit den Aufschriften der sieben Stichscheiben: Gerechtigkeit, Treue, Eintracht, Vaterland, Freiheit, Gemeinsinn, Gleichheit bemalt, liess er die kostbaren Gaben durch die Fenster sehen. Oben auf demselben wurden die Fahnen der Gesellschaften aufgepflanzt und gewährten in ihrem bunten Farbengemisch einen herrlichen Anblick.»³⁹ Und als dann der Festbetrieb losging, als sich eine «ungeheure Menschenmasse» vom Waisenhaus zum Festplatze bewegte, voran die Kadetten, eine Militärabteilung, die bunt gekleideten Zeiger, die Musik von Rorschach und viele andere Gruppen, geriet unser biederer Degersheimer Weber schier aus dem Häuschen. Stellt man diese unschuldige Festfreudigkeit der modernen Eventkultur, welche die Menschen von einem lärmigen Vergnügen zum andern hetzt, gegenüber, geht einem ein Licht darüber auf, was die geistige Eigenart der Biedermeierkultur ausmachte.

Oder, wie viel Freude bereiteten Alt und Jung die harmlosen Volksbelustigungen, welche auf den Jahrmärkten zu finden waren. Da präsentierte sich die grosse, weite Welt mit allerlei Seltsamkeiten, entführte die Gedanken aus der provinziellen Enge und befreite sie für Augenblicke von den Fesseln der täglichen Tretmühle. Nach Möglichkeit wollte man den St.Galler Jahrmarkt auf dem Brühl nicht verpassen. Dort entstand jeweils ein rauschender Tummelplatz, «und das Geschrei aus den Hütten, die allmälig bessere Musik und das Gewimmel der Schaulustigen, die fröhlichen Karussell für die Jugend... dehnten sich bis in die Nacht aus und brachten ein unterhaltendes Leben her vor.»⁴⁰ Neben den Guckkastenbildern und dem Wachsfigurenkabinett beeindruckten allemal die fahrenden Menagerien am meisten. Man zeigte sich verblüfft über die Wunder der Natur, staunte über «interessante Exemplare der reissenden Tiere und schöne männliche Löwen... Zu-

gleich produzierte sich dort», wie ein Chronist vermerkt, «ein Tierbändiger, der in den Käfigen selbst mit den Tieren interessant zu schauende Kämpfe unternahm und sie auf jede Weise kühn meisteerte.»⁴¹

Bei der Ortsgebundenheit in jenen Jahren und der geringen Mobilität - die Eisenbahn war ja erst im Anrollen, und Postkutschenverbindungen bestanden nur zwischen grösseren Orten - sammelte man Erfahrungen über die Welt rundum vornehmlich auf Schusters Rappen. Keinem echten Biedermeier fehlte die Freude am Wandern. Für kleine Vergnügungsreisen in die Umgebung nahm man sich Zeit und wusste Genuss aus jedem erlebten Detail zu schöpfen. Mit einer kleinen Gruppe, welche die nähere Heimat kennen lernen wollte, wanderte Johann Jakob Brunner von seinem Wohnort nach St.Gallen, dann über Notkersegg, Vögelinsegg, Speicher, Trogen, Wald, Heiden nach Thal, wo man sich im «Hirschen» bei frugalem Mahl, lebhaften Gesprächen und fröhlicher Musik vergnügte. Allzu hohe Ansprüche an das Leben zu stellen, musste sich der Durchschnittsbiedermeier verkniefen, ohne darüber die Lebensfreude zu verlieren.

Welch geschenktes Vergnügen, als im Winter 1830 der Bodensee zufro! Das seltene Schauspiel lockte Scharen nach Rorschach hinunter, wo die Gasthäuser mit dem Zudrang kaum fertig wurden. «In Zelten auf dem See», lesen wir in Peter Ehrenzellers *Jahrbücher der Stadt St.Gallen*, wurde Kaffee und Glühwein gekocht und selbst bespannte Schlitten fuhren hin und her.»⁴²

Sofern man finanziell besser ausgestattet war als unser Weber Brunner, leistete man sich vielleicht an einem schönen Sommersonntag eine Lustfahrt auf dem Bodensee, welche sich zunehmender Beliebtheit erfreuten oder gönnte sich gar eine mehrtägige Erholung in einem der damals chic werdenden Kurorte. Die überall unvermittelt in Erscheinung tretenden Kur- und Badeorte lockten nicht nur Gäste an, die sich dort von allerlei Gebresten Heilung erhofften, sondern in Scharen auch Kleinbürger, die einfach einmal etwas Luft der galanten Gesellschaft schnuppern wollten. Das Appenzellerland erwarb sich der Molkenkuren wegen bekanntlich einen weltweiten Ruf. In Gais und im Herisauer Heinrichsbad fand sich eine bunt gescheckte Gästechar zusammen, deren Angehörige selbstverständlich keine Hemmungen hatten, ihren Rang und Namen auf alle mögliche Art, nicht zuletzt

39 Brunner, S. 42.

40 Ehrenzeller, Peter: *St.Gallische Jahrbücher, 1835 -1841, Erste Abteilung, St.Gallen 1842.*, S.375.

41 Ebenda.

42 Ehrenzeller, Peter: *Jahrbücher der Stadt St.Gallen. 1830. St.Gallen 1831.*, S.78.



HEINRICHSBAD

Wains et Etablissement de cure de petit eau de chevre

HERISAU

Ct d'Appenzell

Suisse

HEINRICHSBAD

Bad & Ziegenmolken-Kuranstalt

HERISAU

Ct d'Appenzell

Suisse

Heinrichsbad. Bad und Ziegenmolken – Kuranstalt. Lithographie. (Historisches Museum St.Gallen).

mit Hilfe der neuesten Modetorheiten, zur Schau zustellen. Hier bekamen die wenig verwöhnten Einheimischen auch eine Art Menagerie vorgeführt, wenn die Herrschaften eitel im Zeitgeschmack aufgerüstet, sich auf der Kurpromenade in Szene setzten, und manch junge Appenzellerin mag beim Anblick dieser Vorführungen allerlei Überlegungen angestellt haben, die möglicherweise nicht unbedingt zur Förderung ihrer Zufriedenheit beitrugen. Aber schliesslich profitierte man hierzulande von der Produktion textiler Luxusgüter ebenso wie vom aufstrebenden Kurwesen, und dies nicht nur im materiellen Sinne. Den biedermeierlichen Lebensstil, den man zum Wohlgefallen der Gäste gegen aussen zelebrierte, eignete man sich selbst auf dem Lande mit der Zeit ein wenig an und machte ihn nach und nach auch zu seiner Sache. Zum Beispiel was das Vereinswesen angeht. Der St.Galler Peter Ehrenzeller diagnostizierte für seine Zeit einen «allgemein herrschenden Geist, für alles Vereine zu bilden...»⁴³ Die Pflege der Geselligkeit stellten die Biedermeier über alles andere. Peter Scheitlin gehörte einer «fast bedenklich stimmende(n) Menge von Vereinen»⁴⁴ an, die sich vornehmlich der Förderung des Kulturlebens annahmen, vor allem jedoch den Bürgern nachhaltige soziale Erbauung verschafften. Nicht umsonst entstand in jener Epoche der Spottname «Vereinsmeier».

Um 1865 machte Michael Rohner im Dorf Heiden 31 Vereine ausfindig, die Mehrheit davon war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gegründet worden. Argumente, um sich in einem festen Rahmen regelmässig zusammen zu finden, waren leicht aufzutreiben. Rohner schreibt: «Während die einen geistige Fortbildung und gemütliche Unterhaltung als das Ziel ihrer Tätigkeit erkennen, suchen andere das Wohl der Gemeinde in dem Sinne zu befördern, dass sie sich bestreben, in irgendeiner Weise zu nützen; andere machen sich die Pflege der Kunst oder auch des vaterländischen Sinnes zur Hauptaufgabe, und endlich gibt es noch solche, die sich ausschliesslich der Armenunterstützung und Krankenpflege widmen.»⁴⁵ Jedenfalls boten die Vereine Anlass, sich häufig in Wirtshäusern einzufinden, die über ihren offiziell deklarierten Zweck hinaus sich auch zu Stätten der politischen Willensbildung entwickelten.

43 Ehrenzeller, Peter: *Jahrbücher der Stadt St.Gallen 1827, St.Gallen 1828*, S. 11.

44 Fässler, S.VIII.

45 Rohner, S. 39 f.

Worauf kann man noch bauen in dieser unruhigen Zeit?

Nicht nur schlichte Vergnügungen und Zerstreuungen haben den Angehörigen der grossen Umbruchzeit geholfen, ein nicht übertrieben glanzvolles Leben, das hin und wieder auch böse Schläge austeilt, zu bestehen. Wir stellen uns damit der Frage nach der geistigen, das heisst der weltanschaulichen Bewältigung des individuellen Schicksals im Biedermeier.

Trost und Hilfe gewährte reichlich der Schatz des christlichen Glaubens, vermittelt nicht nur durch die Kirchen, sondern auch durch zahlreiche Sekten und ein reiches Erbauungsschrifttum. Die Bibel, Andachtsbücher, fromme Zeitschriften und Kalender boten jenen Orientierung, denen etwas Zeit für Lektüre zur Verfügung stand. In gebildeten Kreisen des deutschen Sprachraumes erfreuten sich die «Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung» ausserordentlicher Beliebtheit. Sie erschienen seit 1808 als Sonntagsblatt und 1816 als mehrbändiges Werk, das in den nächsten Jahrzehnten unzählige Auflagen erlebte. Einziger Verfasser dieses Bestsellers war der Aarauer Schriftsteller, Pädagoge und Staatsmann Heinrich Zschokke (1771 - 1848). Der beispiellose Erfolg dieses Werkes bei Protestanten wie bei Katholiken ist sowohl auf seine eingängige Sprache wie auf seine Botschaft zurückzuführen. Etwas spitz bemerkte Jeremias Gotthelf zu den Erzeugnissen seines Schriftstellerkollegen, deren Lektüre wirke «akkurat wie das Biertrinken vom besten. Es floss hinunter, man wusste nicht, wie, man konnte, wenn man einmal angefangen, gar nicht mehr aufhören.»⁴⁶ Die in volkstümlichem Ton gehaltenen frommen

Betrachtungen befriedigten die Leser, weil sie milde aufklärerische Denkungsart vertraten, die sich unverbrüchlich auf die Grundsätze der christlichen Ethik stützte und den Versuch unternahmen, den oft noch mittelalterlich geprägten Volksglauben im behutsamer Weise dem Licht der Aufklärung entgegenzuführen. Das Biedermeier verlangte dringend nach Versöhnung zwischen dem harten Rationalismus, wie er in der modernen Wissenschaft, Technik und Wirtschaft zutage trat und der gefühlsbetonten, erbaulich pietistischen Stimmung, wie sie in der unmittelbaren Vergangenheit noch als weit verbreitete Mode ausgiebig gepflegt worden war.

Zschokke behandelte die Lebensfragen im Lichte einer «natürlichen Religion» im Sinne Hegels, die davon ausgeht, dass zwischen Vernunft und Glauben kein unverlöhnlicher Gegensatz bestehe. Er vermied jedes harte Entweder-Oder und versuchte nach den eigenen Worten, «dem Denker hier und dem Gefühlseligen dort, durch Verstandesbefriedigung zugleich und durch Wärme der Begeisterung zu entsprechen.»⁴⁷

Seine leichtgewichtigen Belehrungen boten Trost den Lesern, denen das Vertrauen in den vernünftigen Lauf der Dinge verloren zu gehen drohte, weil es nicht immer gelingen wollte, die Abgründe des Dasein zu überspielen: «Ja, es besteht eine göttliche Leitung der Ver-

46 Gotthelf, Jeremias: Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz, Sämtliche Werke, Neunter Band, München 1917, S. 467.

47 Zschokke, Heinrich: Eine Selbstschau, Erster Teil, Das Schicksal und der Mensch, Aarau 1859, S. 278.



Biedermeierliches Familienleben. Aquarell aus einem Andenkenalbum. (Historisches Museum St.Gallen).

hängnisse, eine heilige Weltordnung, welche im Natur- und Geisterreiche fortschreitend zum Vollkommenen drängt.»⁴⁸ Solch schlichte Philosophie führte konsequenterweise zum Ratschlag, auf die ehrgeizige Verfolgung grosser Ziele zugunsten des stillen Glückes in der Familie zu verzichten: «...jedem, der nur Sinn dafür hat, liegt dies Glück offen und bereit. Dies zu erobern, bedarf es keiner Heere, keiner Tonnen Goldes, keines Ruhmes, keiner Würde, keiner hohen Gelehrsamkeit. Ein einfaches, anspruchsloses Gemüt, weise genug, den Schein vom Wesen, das Falsche vom Echten zu unterscheiden, findet es in sich, findet es in seinem hausgenössischen Kreise.»⁴⁹

Gegen das wuchernde Fabrik- und Maschinenwesen, gegen den allenthalben triumphierenden Rationalismus erwies sich diese sanfte Biedermeierweisheit jedoch auf Dauer als stumpfe Waffe. Manchen Zeitgenossen, denen der Boden unter Füssen wankte, verlangten nach handfesteren weltanschaulichen Wahrheiten, nach einer Metaphysik, die Halt bot; den aufklärerischen Verheissungen begegneten sie mit Misstrauen. Nicht zuletzt die überstandene Hungerkatastrophe hat ihnen die begrenzte menschliche Macht vor Augen geführt, weshalb sie ihr Haus lieber auf bewährte, Geborgenheit schaffende Traditionen bauten, zum Beispiel auf die alleinige Autorität einer buchstabentreu ausgelegten Bibel, welche die Menschen durch ihr ganzes Leben begleitete. Sie verlangten nach haltbarer Nahrung und lebten nach der Parole «Das Wort sie sollen lassen stahn!», wollten nichts wissen von Allianzen mit dem modernen Fortschrittsgeist. Die aus den Quellen des Pietismus und der Orthodoxie schöpfende Erweckungsbewegung und die verschiedensten positiv orientierten religiösen Strömungen fanden verständlicherweise gerade unter jenen Menschen zahlreiche Anhänger, welche den Unbilden der Zeit am unmittelbarsten ausgesetzt waren.

Überall in der Ostschweiz traten Sektierer und Separatisten mit Heilsbotschaften auf. Wieder- und Neutäufer machten von sich Reden und forderten die kirchliche Obrigkeit heraus. Dazu ein Beispiel aus Peter Ehrenzellers Jahrbüchern: 1840, vermerkt er «drängte sich ein gewisser Winseler...den Dienstmägden auf, deren er kürzlich in einer Versammlung bei Knöpfel, Schuster, dreien die Wiedertaufe erteilt habe.»⁵⁰ Religiöse Skandale sorgten immer wieder für Schlagzeilen.

Gläubige, die in der Amtskirche zu wenig Andächtigkeit vorfanden, versammelten sich in privaten Zirkeln und verweigerten nicht selten die Teilnahme am kirchlichen Abendmahl. «Am Sonntag kommen sie zu einer Erbauungsstunde zusammen, an welcher auch Nichtseparatisten teilnehmen, am Mittwoch halten sie eine Gemeindestunde ausschliesslich für sich. Wenige Mitglieder besuchen jedoch auch noch die kirchlichen gottesdienstlichen Versammlungen.»⁵¹ Scharfe Fronten spalteten häu-

fig aus Gründen der Religion Gemeinden in unversöhnliche Lager.

Es gibt kein untrüglicheres Symptom für die Krisenhaf- tigkeit einer Zeit als das Auftreten absonderlicher Propheten und Prediger mit ihren überspannten Botschaf- ten. Die weltanschauliche Zerrissenheit im Biedermeier entlarvt die Behauptung von der angeblich so friedlichen und gemütlichen Epoche als reine Legende. Jene Jahr- zehnte sind in Tat und Wahrheit gekennzeichnet von Brüchen und Abgründen.

Auch jeder Blick auf die politische Szene bestätigt dies. Die Jahrzehnte nach Napoleon sind erfüllt vom den Aus- einandersetzungen zwischen den von der Revolution und der modernen Technik entbundenen Kräften, die un- geduldig vorandrängten und den Vertretern einer kon- servativen Weltanschauung, welche im Fortschritt nichts anderes als ein Gespenst der radikalen Zerstörung erblickten. Als Europa nach dem Sturze Napoleons unter die Fuchtel der reaktionären Politik des Fürsten Metter- nich geriet, setzte auch in der Eidgenossenschaft eine Pe- riode restaurativer Politik ein, die dem nach Geruhsam- keit verlangenden Lebensstil des frühen Biedermeier entgegenkam; indessen gelang es auch dem Bundesver- trag von 1815, der manche revolutionäre Errungenschaf- ten wie gewisse Freiheitsrechte oder das Prinzip der Rechtsgleichheit wieder aufhob, nicht, das Rad der Ge- schichte zurückzudrehen. Mit der Pariser Juli-Revolution von 1830 begann der grosse, Jahrzehnte dauernde An- sturm des Liberalismus gegen das konservative Lager, das bei uns seit dem Sonderbundskrieg von 1847 und der darauf folgenden Bundesverfassung Schritt für Schritt an Terrain verlor.

Mit Beklemmung nahm Peter Scheitlin wahr, dass sich der gemächlich dahin fliessende Strom der Ereignisse in ein reissendes Wasser verwandelte: «Wir leben in einer sonderbar aufgeregten Zeit wie auf einem stürmischen Meere.»⁵²

Dass in den vierziger Jahren sich das Biedermeier seinem Ende zuneigte, ist auch an einem Detailvorgang wie der

48 Zschokke: *Eine Selbstschau, Zweiter Teil, Welt- und Gottan- schauung*, Aarau 1859, S. 344.

49 Zschokke: *Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung, Dritter Band, Andachtsbuch einer christlichen Familie*, Aarau 1831, S. 259 f.

50 Ehrenzeller, Peter: *St. Gallische Jahrbücher 1835-1841*, S. 183

51 Ebenda.

52 Scheitlin, zit.b.Fässler, Oskar: *Peter Scheitlin*, S.288.



Blick auf die Stadt St.Gallen. Um 1830. (Historisches Museum St.Gallen).

Neuorganisation der Nachtwache in St.Gallen abzulesen: Anno 1845 schlug den Nachtwächtern, diesen Symbolgestalten für Gemütlichkeit atmende Geborgenheit, die letzte Stunde. An deren Stelle traten Patrouillen, welche von der Pflicht entbunden wurden, als «herumlaufende Uhren»⁵³ während ihrer Runden die Stunden auszurufen. Es gab nun genug öffentliche mechanische Schlaguhren, welche zuverlässiger als die Nachtwächter den Stand der Zeit verkündeten, auch wenn manchem der heimlich nächtliche Ruf «in der Stadt bequem und angenehm, den Kranken oft erquicklich»⁵⁴ gewesen war, und in Sturmächten ihre Mahnung «Gebt wohl auf Feuer und Licht Obacht!» die Menschen beruhigt einschlafen liess. «Aber item, wenn's nur was Neues ist», seufzte ein traditionsbewusster St.Galler, «ob wir auch mit unsren vermeintlichen Fortschritten der ganzen Welt vorausseilen und wohlbedachte Klugheit unserer Altvordern, die selbst nicht ohne Grund alte Leute zu Nachtwächtern bestellten, verachten und verwerfen.»⁵⁵ Der nunmehr zur Herrschaft gelangte Geist hatte nicht mehr viel übrig für beschauliche Lebensformen.

Fazit

Kampflärm bestimmte tatsächlich die Atmosphäre der innerlich und äusserlich schwer ringenden Zeit, und keineswegs die Stimmung einer heiteren Daseinsweise. Was gewöhnlich unter dem Namen «Biedermeier» als für ei-

nen ganzen historischen Abschnitt massgebende Lebensform hingestellt wird, war «zum einen nicht Angelegenheit einer Mehrheit und zum andern eher Fluchtraum als angeblich allgemein gültige Norm. Auf keinen Fall darf das Biedermeier als Urbild der «guten alten Zeit» missverstanden werden.

Bereits dem grossen Biedermeierdichter und gescheiten Zeitbeobachter, dem Wiener Dramatiker Johann Nepomuk Nestroy ist das Unzeitgemäss der offiziell zur Schau getragenen Attitüde aufgefallen, der gewaltige Abstand zwischen den zelebrierten Idealen und der faktische massgebenden Wirklichkeit; er hat es auf den Punkt gebracht: «Nur der geistlose Mensch kann den Harm übersehen, der überall durch die fadenscheinige Gemütlichkeit durchblickt.»⁵⁶

53 *Einige Notizen. Die rufende Nachtwache, Tagblatt der Stadt St.Gallen, 30.10.1845.*

54 *Ebenda.*

55 *Einige Randglossen. Die rufende Nachtwache, Tagblatt der Stadt St.Gallen, 1.11.1845.*

56 *Nestroy, Johann Nepomuk: Ausgewählte Werke, Wien o. J., S. 476.*

